

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 31.

Siebenter Jahrgang.

1. August 1863.

Der Lindenbaum.

Der Sonnenschein durchglüht den Lindenbaum
Und wieder träumt er seinen Frühlingsstraum,
Träumt, wie in Wipfeln schläft die Maiennacht,
Geflüßt, verklärt von Mondesstrahlenpracht.

Und wie er träumt, scheint auch der Blüten Kranz
Zu schimmern wieder in der Sonne Glanz;
Denn viele tausend goldne Punkte glühn
Im dichten Laub, das schon so dunkelgrün.

Er scheint zu blühen — doch trittst du nah heran,
So weht der süße Duft dich nicht mehr an,
Der dir im Lenz die frohe Seele hebt
Und wie ein Geist der Heimat dich umschwebt.

Es ist die Frucht, die noch einmal ihn schmückt,
Oh' ihm der Herbst die welken Blätter pflückt:
Der Himmel gönnt noch einen Frühlingsstraum
Dem bald so winterfahlen Lindenbaum.

J.

Croisilles.

Novellette.

(Fortsetzung.)

Nachdem Croisilles den Brief gesiegelt hatte, ging er mit demselben in der Straße vor dem Hotel Godeau auf und ab; bis endlich eine Dienerin des Hauses sichtbar wurde. Der Zufall, der in der Regel den Verliebten günstig ist, wenn er es, ohne sich selbst zu compromittiren, sein kann, wollte, daß eine Jose Juliens den großen Entschluß gefaßt hatte, an diesem Tage den Einkauf einiger unentbehrlicher Toiletteartikel zu besorgen. In dieser Absicht wollte sie eben zu einer Modehändlerin gehen, als Croisilles auf sie zukam, sie ansprach, ihr ein Geldstück in die Hand steckte und inständigst bat, seinen Brief zu besorgen. Der Handel war bald abgeschlossen. Die Jose nahm das Geld, um ihre Toilette vervollständigen zu können und versprach in ihrer Dankbarkeit, den Auftrag pünktlich besorgen zu wollen. Freudetrunken eilte Croisilles nach Hause und setzte sich in Erwartung einer Antwort vor der Hausthüre nieder.

Bevor wir nun von dieser Antwort sprechen, müssen wir ein Wort über Fräulein Godeau selbst sagen. Sie war nicht ganz frei von der Eitelkeit ihres Vaters; ihr besseres Naturell ließ diese üble Eigenschaft jedoch nicht auskommen. Sie war im eigentlichen Sinne des Wortes ein verzärteltes Kind. In

der Regel sprach sie sehr wenig; mit weiblichen Arbeiten beschäftigt sie sich fast nie; die Tage brachte sie am Puktsch, die Abende auf dem Sopha im Salon zu, ohne der Conversation sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Sie schmückte sich sehr gerne, war in dieser Richtung ungemein coquett und legte sicherlich auf Nichts in dieser Welt so großen Werth, als auf ihr hübsches Gesichtchen. Eine zerknitterte Halskrause, ein Tintenfleck am Finger konnten sie ganz trostlos machen; gefiel sie sich aber in ihrem Anzug, so warf sie Blicke voll unsäglichlicher Selbstzufriedenheit auf ihren Spiegel, ehe sie ihr Ankleidezimmer verließ. Im Hinblick auf die gewöhnlichen Freuden junger Mädchen zeigte sie weder besondere Vorliebe, noch irgend welche Abneigung; sie ging gern auf Bälle, leistete aber auch gern und bisweilen sogar ohne Veranlassung Verzicht auf dieselben; das Theater langweilte sie und in der Regel schloß sie in ihrer Loge ein. Wenn ihr Vater, der sie vergötterte, ihr irgend welche Geschenke zur Auswahl vorschlug, so brachte sie ganze Stunden damit hin, ehe sie sich zu irgend einer Wahl entschloß, da sie im Grunde nach Nichts einen besondern Wunsch hegte. Wenn Herr Godeau Besuche empfing, oder eine Tafel gab, so ereignete es sich sehr oft, daß Fräulein Julie sich im Salon gar nicht sehen ließ; in solchen Fällen brachte sie die Zeit damit hin, daß sie den ganzen Abend in großer Toilette, den Fächer in der Hand, in ihrem Zimmer auf und abging. Richtete man ein Compliment an sie, so wendete sie den Kopf ab; versuchte man es, ihr den Hof zu machen, so nahmen ihre Blicke einen so ernsten und einschüchternden Ausdruck an, daß auch die Kühnsten entmuthigt wurden. Ein Witz konnte ihr nie ein Lächeln entlocken; eine rührende Melodie, eine Tragödien Tirade vermochten nicht, sie weich zu stimmen; ihr Herz hatte noch nie ein Lebenszeichen von sich gegeben. Sah man sie im ganzen Glanz ihrer, gegen Alles gleichgiltigen Schönheit vorüberkommen, so hätte man sie für eine schöne Nachtwandlerin halten können, die träumend durch's Leben geht. Das gleichzeitige Vorhandensein von so viel Gleichgiltigkeit und so viel Coquetterie ließ sich nur schwer begreifen. Die Einen behaupteten, daß sie gar nichts liebe; die Andern, daß sie nur sich selbst liebe. Das Räthselhafte ihres Charakters läßt sich jedoch mit einem Worte erklären. Sie wartete noch. Seit ihrem vierzehnten Lebensjahre hatte man ohne Unterlaß gesagt, sie sei das reizendste Mädchen auf Erden; sie glaubte dieser so oft gehörten Versicherung, darum trug sie auch so große Sorge, ihren schönen Leib zu schmücken; sie hätte ein Verbrechen zu

begehen vermeint, würde sie ihre Toilette vernachlässigt haben. In ihrer Schönheit ging sie so zu sagen einher, wie Kinder in Festtagskleidern zu gehen pflegen; weit entfernt war sie jedoch von dem Gedanken, daß ihr diese Schönheit keinen Nutzen bringen solle; unter ihrer anscheinenden Gleichgültigkeit barg sich ein geheimer, unbeugsamer Wille, der um so stärker war, je mehr er verborgen blieb. Die Coquetterie gewöhnlicher Frauen, die in bedeutungsvollen Blicken, vielsagendem Lächeln und oft in einem gewissen sich Zieren besteht, erschien ihr kindisch, thöricht, fast verächtlich. Sie fühlte sich im Bewußtsein eines Schakes, den sie nicht stückweise aufs Spiel setzen wollte; ihr that ein ihrer würdiger Widersacher noth; zu sehr aber daran gewöhnt, daß jedem ihrer Wünsche zuvorgekommen wurde, suchte sie nicht nach diesem Widersacher; man konnte sogar sagen, daß sie über sein Ausbleiben verwundert war.

Seit den vier oder fünf Jahren, die sie nun in der großen Welt verlebte, in der sie ihre Reifröcke, ihre reichen Kleider und ihre schönen Schultern regelmäßig zur Schau getragen hatte, war sie schon häufig darüber verwundert gewesen, noch keine große, keine riesige Leidenschaft wachgerufen zu haben. Hätte sie den eigentlichen Inhalt ihrer Gedanken ausgesprochen, sie würde gar oft Jenen, die ihr Complimente machten, zugerufen haben: Wenn ich wirklich so schön bin, so müssen Sie sich folgerecht eine Kugel durch den Kopf jagen, da Sie mich doch nun und nimmer besitzen werden. Es ist dieß eine Antwort, die übrigens von gar vielen jungen Mädchen gegeben werden könnte, welchen sie, wenn auch unausgesprochen, im Herzen wohnt und auch auf den Lippen schwebt.

Was kann es in der That auch Leidigeres für ein Mädchen geben, als jung, schön und reich zu sein, sich im Spiegel zu sehen, sich geschmückt und nach jeder Richtung hin lebenswürdig zu sehen, dabei völlig zur Liebe geneigt zu sein und sich doch sagen zu müssen: Man bewundert mich, man preist mich, alle Welt findet mich reizend und doch liebt mich Niemand. Mein Anzug ist das Werk der geschicktesten Hände, meine Spitzen sind prachtvoll, mein Kopfschmuck untadelhaft, mein Gesicht das schönste auf Erden, mein Wuchs der einer Diana, mein Fuß wunderniedlich und Alles das dient mir zu nichts, als daß ich in der Ecke eines Salons gähnen muß. Wenn ein junger Mann mit mir spricht, behandelt er mich wie ein Kind; wenn man sich um meine Hand bewirbt, so geschieht es meiner Mitgift halber; wenn mir Jemand beim Tanze die Hand drückt, so ist es in der Regel irgend ein Ged aus einer Provinzstadt; erscheine ich irgendwo, so rufe ich wohl ein allgemeines Murmeln der Bewunderung hervor; Niemand aber sagt mir, mir ganz allein ein Wort, das mein Herz lebhafter schlagen lassen würde. Ich höre, wie jede junge Leute in meiner unmittelbaren Nähe rühmend von mir sprechen; nie aber sucht ein bescheidener und aufrichtiger Blick dem meinen zu begegnen. In mir schlägt ein glühendes lebensvolles Herz und doch bin ich, Alles wohl erwogen, nichts als eine hübsche Puppe, die man spazieren fährt, auf Bällen hüpfen läßt, am Morgen ankleidet und am Abend auszieht, um all' das Treiben am nächsten Tage wieder von vorn zu beginnen.

Solches und Aehnliches hatte Fräulein Godeau schon oft zu sich selbst gesprochen; es gab Tage, an denen diese Gedanken sie so düster stimmten, daß sie viele Stunden lang stumm und unbeweglich bleiben konnte. Nun fügte es sich, daß sie gerade so schwarzer Laune war, als Croisilles' Brief in ihre Hände gelangte. Sie hatte eben ihre Chocolate genommen und sich dann auf dem Sopha ihren Träumereien überlassen, als die vorerwähnte Jose in ihr Zimmer trat und ihr den Brief mit geheimnißvollem Wesen gab. Sie betrachtete die Adresse und versank in ihr früheres Brüten, als sie eine ihr fremde Handschrift erblickte. Nun sah sich die Jose veranlaßt, eine Erklärung dessen zu geben, um was es sich hier eigentlich handelte; sie that dieß nicht ohne Befangenheit, da sie nicht wußte, wie die Gebieterin diese Erklärung aufnehmen würde. In starrer Unbeweglichkeit hörte das Fräulein sie an, öffnete dann den Brief und warf nur einen flüchtigen Blick in denselben, dann begehrte sie Schreibzeug und schrieb mit flüchtiger Hand folgende Worte:

„Ich bin durchaus nicht so stolz, wie Sie meinen. Sie dürfen nur hunderttausend Thaler haben und ich heirate Sie.“

So lautete die Antwort, welche die Kammerjose sofort Croisilles überbrachte, um abermals ein Geldstück für ihre Mühe zu erhalten.

Hunderttausend Thaler sind kein Pappenthiel. Wäre Croisilles mißtrauisch gewesen, er würde, nachdem er den Brief des Fräuleins gelesen hatte, überzeugt gewesen sein, daß sie entweder den Verstand verloren habe, oder sich über ihn lustig machen wolle. Ihm fiel jedoch weder das Eine noch das Andere bei; er war gewiß, daß seine theure Julie ihn liebe und daß er hunderttausend Thaler herbeischaffen müsse; von diesem Moment an richtete er sein ganzes Augenmerk auf dieses Ziel.

Sein Vermögen bestand in diesem Augenblicke aus zweihundert Louis'd'or, ferner aus einem Hause, das, wie bereits gesagt, dreißigtausend Francs werth sein mochte. Was sollte er nun beginnen? Wie sollte er es anfangen, um 34.000 Francs mit einem Schlage in 300.000 umzuwandeln. Zunächst dachte er daran, die ganze Summe in einem Hazardspiele als Einsatz zu wagen; hierzu mußte er jedoch Bargeld haben und daher vor Allem das Haus zu verkaufen. Sofort befestigte er ein Placat an das Hausthor, mit der Anzeige, daß das Haus zu verkaufen sei; nachdem er dieß gethan hatte, brütete er über Speculationen, die er mit Hilfe der künftigen Verkaufssumme unternehmen wollte, und wartete der Käufer, die da kommen sollten.

Eine Woche verging und eine zweite Woche folgte der ersten nach, ohne daß ein Käufer erschienen wäre. Croisilles brachte die Zeit mit Klagen über die Grausamkeit des Schicksals hin, wobei ihm Jean als geduldiger Zuhörer zur Seite stand; schon wollte Verzweiflung sich seiner bemächtigen, als ein Trödler an seine Thür pochte.

„Ist dieß Haus zu verkaufen, und sind Sie der Eigenthümer?“

„Ja, mein Herr.“

„Was soll das Haus kosten?“

„Es ist, wie ich meine, dreißigtausend Francs werth, mein Vater wenigstens hat mir immer so gesagt.“

Der Trödler besichtigte alle Zimmer, begab sich in das Obergeschloß und dann wieder in den Keller, pochte an den Wänden, zählte die Treppenstufen, drehte die Thüren um ihre Angeln und die Schlüssel in den Schlössern, öffnete und schloß alle Fenster; als er endlich Alles genau untersucht hatte, verneigte er sich vor Croisilles und entfernte sich, ohne auch nur den geringsten Anbot gemacht, ja ohne auch nur ein Wort über die Lippen gebracht zu haben.

Croisilles, der sein Treiben mit hochschlagendem Herzen eine ganze Stunde lang beobachtet hatte, wurde durch diesen schweigenden Rückzug nicht wenig außer Fassung gebracht. Dann tröstete er sich mit der Voraussetzung, daß der Trödler sich Zeit zur Ueberlegung lassen wolle und wohl bald wieder kommen werde. Er erwartete ihn durch volle acht Tage und wagte es während dieser Zeit nicht, aus dem Hause zu gehen, um seinen Besuch ja nicht zu versäumen; alles Warten war und blieb jedoch vergebens; der Mann ließ sich nicht wiedersehen, so sehr auch Croisilles aus allen Fenstern nach ihm spähte. Getreu der traurigen Aufgabe eines Moralisten, machte Jean seinem Herrn tadelnde Vorstellungen darüber, daß er das Haus in so überstürzter Weise verkaufen und den Erlös zu so extravaganten Zwecken verwenden wolle. Von Ungeduld, Langeweile, Verdruß und Liebe verzehrt, raffte Croisilles eines Morgens seine zweihundert Goldstücke zusammen und beschloß, mit diesen sein Glück zu versuchen, da ihm eine größere Summe nicht zu Gebote stand. (Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte Krain's.

I. Das Wochener Kloster.

(Schluß.)

Morlots Beweis für die Wichtigkeit der Sage, daß in der Wochener einst ein Kloster bestand, ist nichtig, weil eben, wenn auch nicht mehr als eine urkundliche Angabe, und zwar die Gründung des Klosters selbst betreffend, vorhanden ist; darum ist auch sein übriger Erklärungsversuch über die Steine ein unnötiger. Die Gründungsurkunde möge auch hier ihrem vollen Inhalte, aber in deutscher Sprache folgen, weil sie die älteste Urkunde ist, laut welcher ein Kloster in Krain gestiftet wurde. Sie lautet: ¹⁾

„Im Namen der heiligen und ungetheilten Dreieinigkeit, Hugo aus göttlicher Güte Bischof zu Brixen. Belehrt durch die Beispiele der heiligen Väter, hoffen wir uns die Belohnung des ewigen Lebens zu erwerben, wenn wir das Vermögen und Ansehen unserer Kirche vermehren. Diesen Wunsch haben wir unter Gottes Beistand ins Werk zu setzen getrachtet, da ein gewisser Edelmann, mit Namen Dietmar, von Liebe Gottes durchdrungen, ein Landgut, das er zu Crusklach besaß, mit allem Zugehör — Gott, seinen Heiligen Cassianus und In-

genuinus bei ihren Reliquien für sein und seiner Eltern Seelenheil und zur Genugthuung, wenn er sich wider unsere Kirche verfehlt haben sollte, zum Eigenthum übergeben und verschafft hat. Da wir diesen seinen guten Willen mit Dank annehmen, übergeben wir ihm zugleich, nach seinem Wunsch und Verlangen, mit Rath unserer Getreuen ein Landgut im Patriarchatsprengel von Aquileja, mit Namen Wochina, das wir von dem Edelmann Chvonrath, seiner Ehegattin und ihren Kindern um hundert und zwanzig Pfund erkaufte haben, unter der Bedingung, daß er hier, da er doch den Ort zum Klosterleben tauglich findet, Mönche einsehe, die nach der Ordensregel leben, Gott wahrhaft dienen und um Verzeihung seiner, seiner Eltern, unserer und unserer Vorfahren und Nachkommen Sünden bitten sollten. Zum Nutzen dieser Brüder soll besagtes Landgut für die Zukunft dienen. Hiezu fügen und setzen wir fest, daß dieselben Brüder nun und alle Zeit freie Gewalt haben sollen, in ihrem Kloster einen Abt zu erwählen, der nach seiner Erwählung, von ihnen begleitet, zu unserm und unserer Nachfolger bischöflichen Sitze zu kommen, die investitus seiner Abbatie von uns zu empfangen, das Versprechen der Treue, des schuldigen Gehorsams und der Ehrerbietigkeit uns zu leisten hat; weil wir nun wünschen, daß diese unsere Uebergabe mit allem, was diesen Brüdern von nun an mit Recht mitgetheilt und geschenkt wird, unverbrüchlich bleibe; so sprechen wir uns selbst und unsern Nachfolgern den Fluch, wenn wir die Stiftung dieses Klosters wieder vernichten würden. Wenn aber ein Herzog, Markgraf, Graf oder eine andere mächtige Person diesen Ort freventlich überfällt, beraubt, zerstört, so binden wir ihn mit des Anathems unaufhörlichem Bunde und übergeben ihn zur ewigen Strafe in dem Hölle Feuer dem Teufel und seinen Engeln. Und damit diese unsere Uebergabe fest und unerschütterlich bleibe, haben wir sie durch unsere Siegel besiegeln lassen. Zur Zeit Dadafrichs des Patriarchen zu Aquileja. Gegeben am 31. October im Jahre nach des Herrn Menschwerdung 1120; im 11. Jahre der Regierung des Königs Heinrich IV., der Hugo alsda Bischof vorstand, im dritten Jahre nach seiner Weihe.“

So lautet die Urkunde. Ueber das Siegel sagt Sinnacher: ¹⁾ Die Original-Urkunde, die Reisch und Rospichler sahen und beschrieben, weist noch das Wappen des Hugo in Wachs auf das Pergament selbst aufgedrückt. Es stellt einen Bischof vor, dessen Haupt nach Art der Franciscaner geschoren, mit einem langen Messtleid, an dem vorne ein großes Kreuz erscheint, angethan, in der Rechten einen sehr einfachen, oben gekrümmten Stab, in der Linken ein geschlossenes Buch haltend. Die Umschrift heißt: Hugo D. J. G. R. — — NENSI — EPS (Hugo dei Gratia Brixinensis Episcopus.)

Dann fährt Sinnacher fort: Rospichler setzt bei der Erzählung von dieser Klosterstiftung hinzu: Was sonst dieß neue Kloster für einen Fortgang und Wachsthum genommen, ist uns aus unsern Schriften nicht bekannt, indem keine einzige Urkunde mehr davon vorhanden ist, glaublich ist es schon längst wieder eingegangen.

¹⁾ Nach der Uebersetzung von Sinnacher III. Band, pag. 31. Die lateinische Urkunde ist bei Sinnacher II. Band, pag. 195.

¹⁾ l. c. III 33.

Sinnacher vermuthet ¹⁾, daß der Mitstifter dieses Klosters vielleicht ein Mönch und jener Hofcaplan war, der in einer etwas früheren Urkunde vorkommt.

Die Ordensregel, sagt ferner Sinnacher, war wohl keine andere, als die des heiligen Benedict. Da Hugo, der Bischof in Krain, dieses Kloster gestiftet, sagt Sinnacher an einer andern Stelle ²⁾, könnte man beinahe vermuthen, er wäre aus jenen Gegenden entsprossen. Und Reisch sagt: ³⁾ Hugo habe sich nach der Ablegung der Bischofswürde in das von ihm errichtete Kloster Crustilach begeben, und habe dort sein Leben in stiller Ruhe beschloffen. Er starb versöhnt mit der Kirche.

Weil das Kloster Crustilach nur in einer einzigen Urkunde vorkommt, und dann, so viel bis jetzt bekannt ist, gänzlich aus der Geschichte schwindet, so macht Sinnacher noch folgende Hypothese ⁴⁾, die große Wahrscheinlichkeit für sich hat: Hatte vielleicht dieses Kloster eine nähere Verbindung mit der Brixischen Probstei auf der Insel Werth in der Herrschaft Belde? Nicht unwahrscheinlich ist dieses, da das Wocheiner Thal von Belde nicht weit entlegen, da unter den Einkünften, welche aus der Herrschaft Belde nach Brixen kamen, auch Zinse von Gruz, anderswo von Kreuzlach, wieder anderswo von Fochin (Wohin?) vorkommen. Da die Probstei in der Insel Werth bis auf unsere Zeit eigentlich zur Diocese Brixen gehörte, worüber eigene Verträge mit dem Bischofe von Laibach bestanden; so konnte Hugo mit Recht verlangen, daß der neu erwählte Abt zu Crustilach sich zu Brixen um die Bestätigung und Einsetzung melde und ihm Treue, Gehorsam und Ehrerbietigkeit verspreche. Es ist wohl möglich, daß das Kloster bald in ein weltliches Chorherrnstift umgewandelt, aus dem rauhen Thale in die angenehme Gegend von Belde überseht worden, und von diesem endlich nichts anderes als ein Probst mit einem oder zwei Kaplänen übrig geblieben. So weit belehrt uns Sinnacher.

Wenn wir Alles schon Gesagte nochmals überblicken wollen, so kommen wir zum folgenden Resultate: In der Wochein war in Crustilach 1120 ein Kloster gestiftet worden, welches nur eine kurze Zeit existirte. Dafür sprechen erstens die Stiftungsurkunde, zweitens die Steine an der Kirche in Witze und vielleicht auch die beiden in Wochein befindlichen Runeninschriften. Von diesen 2 Inschriften ist nur die eine bekannt, nämlich das Monogramm, welches schon Costa in seinen Reiseerinnerungen mittheilte. Ueber das zweite wissen wir wenigstens nicht Näheres. Es dürfte wohl der Mühe werth sein, auch dasselbe zu veröffentlichen. Vielleicht ist die zweite Inschrift etwas größer, dann dürfte mehr Hoffnung sein, noch welche neue, noch nicht bekannte Notiz daraus zu lesen. Eine Frage bleibt jedoch noch immer offen, wo war der Ort Crustilach. Richter dürfte wohl ganz recht haben, wenn er mit Pirnbaum es vergleicht. Vielleicht ist Crustilach die verdorbene Schreibart von Hrusilog oder einem ähnlichen Worte. Wir können nicht sagen, ob ein Ort Hrusica in der Wochein noch besteht. Vielleicht finden sich in welchen anderen Namen Anklänge und Formen, die Crustilach zu Grunde liegen. Einheimische Wocheiner, welche wir darauf aufmerksam machen, könnten die besten Auskünfte geben. Ein historisches Ergebnis glauben wir hier noch zu berühren, daß nämlich das Wocheiner Thal von einem Orte (praeivium Wochina nomine) den Namen bekam. Vielleicht war das jetzige Zeistritz der Ort. In Schönlebens Karte finden

wir auch einen Ort Wochein eingetragen. Wir erwarten in dieser Beziehung am meisten vom Beldezer Archiv, wo gewiß noch darauf bezügliche Urkunden vorhanden sein werden. Mögen auch auf dieses Archiv die Vaterlandsfreunde aufmerksam gemacht werden. Die Ausbeute wird gewiß keine geringe sein.

Die Frauen dreier Nationen.

Eine französische Zeitung ersten Ranges, die sich sonst nur mit den ersten Fragen der Politik und der Wissenschaft beschäftigt, bringt zur Erheiterung oder zum Aerger ihrer Leserinnen Folgendes:

Die Französin heiratet aus Berechnung, die Engländerin aus Gewohnheit, die Deutsche aus Liebe.

Die Französin liebt bis ans Ende des Honigmonats, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche in alle Ewigkeit. Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin in die Kirche, die Deutsche in die Küche.

Die Französin kleidet sich mit Geschmack, die Engländerin ohne Geschmack, die Deutsche mit Bescheidenheit.

Die Französin schwatzt, die Engländerin spricht, die Deutsche plaudert.

Die Französin bietet Dir eine Rose, die Engländerin eine Dahlie, die Deutsche ein Vergißmeinnicht.

Die Französin zeichnet sich aus durch ihre Zunge, die Engländerin durch ihr Gehirn, die Deutsche durch ihr Herz.

Epigrammatisches.

Verächtlich ist ein Apostat,
Ihn trifft mit Recht gestrenger Tadel,
Doch wenn zu uns er übertrat,
Ist er vom reinsten Seelenadel.

Die Teller und die Flaschen leer,
Ein Tröpfchen kann noch im Potale!
Wie groß der Mensch! — Nie fühl' ich's mehr
Als nach solch' einem leckern Mahle.

Naivität kann ich schon dulden,
Doch, was zu dumm ist, ist zu dumm —
Mein Freund, mit hunderttausend Gulden
Hat man das Dummheits-Privilegium.

Literatur.

Viribus unitis, oder „Beschiedet den Reichsrath!“
von Dr. Sigismund Wallace.

Im Verlage von L. C. Zamarsti & C. Dittmarsch ist unter diesem Titel eine Broschüre erschienen, in welcher den Gegnern des Gesamt-Reichstages das Wohl des Vaterlandes mit ersten und wohlgemeinten Worten an das Herz gelegt und ihnen empfohlen wird, dem Beispiele Schottlands und Irlands zu folgen, jedem Sonderungsgelüste zu entsagen, und mit freudigem Herzen constitutionelle Oesterreicher, ohngeachtet ihrer speciellen Nationalität, zu sein. Der Verfasser spricht sich auch über die Nationaltrachten aus und meint, daß sie nicht in unser Zeitalter gehören; dabei versteht er es, einer glühenden Vaterlandsliebe innig das Wort zu reden, und den edlen Absichten unseres Kaisers gerecht zu werden.

¹⁾ l. c. III. 34.

²⁾ l. c. III. 41.

³⁾ l. c. III. 54.

⁴⁾ l. c. III. 34.